

Hier haben wir nur uns

Radia Abdulrahman kommt aus Syrien, wo sie ihre Kindheit und Jugend verbrachte. Wegen des Krieges musste sie fliehen. Inzwischen lebt sie mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in München. Ein Gespräch mit einer Mutter über ihr Jungsein dort und das Jungsein ihrer Kinder hier. Das Interview führte Elena Löber vom *Münchner Flüchtlingsrat*.

Was ist eine der schönsten Erinnerungen Ihrer Kindheit?

Das Schönste für mich war, dass ich inmitten einer großen Familie aufgewachsen bin. Da gab es Mama und Papa, Oma und Opa, Onkel und Tanten, viele Geschwister. Ich habe zwei Brüder und sieben Schwestern. Es war immer jemand da, immer war was los, das war sehr schön für mich.

Anders als bei Ihren Kindern jetzt?

Ja, ganz anders. Sie sind zu zweit und können Oma und Opa oder auch manche meiner Schwestern nur selten sehen. Obwohl wir fast alle aus Syrien geflohen sind und in Deutschland leben, auch meine Eltern. Aber Kinder leben einfach im Moment, und dieses Jahr können die Dinge so sein, nächstes ganz anders. Sie kennen das Andere nicht und so trauern sie dem auch nicht nach.

Wie sehen Sie die Kindheit Ihrer Kinder?

Einmal war ich mit meinem Sohn beim Arzt und der hat ihn gefragt: ‚Was ist schwierig für dich hier in Deutschland?‘ Mein Sohn hat geantwortet: ‚Wenn ich in den Kindergarten gehe, sind alle Menschen für mich fremd. Ich kann sie nicht verstehen und nicht mit ihnen sprechen, weil ich kein Deutsch kann.‘ Meinen Sohn so leiden zu sehen, hat mich sehr

traurig gemacht, denn es hat mich an meine eigene Kindheit erinnert. Ich bin Kurdin, ich konnte als Kind kein Arabisch. Das erste Jahr in der Schule war sehr lang und schwierig für mich. Dann habe ich Arabisch gelernt und ab der dritten Klasse wurde es besser – ähnlich war es auch bei meinem Sohn. Kaum war er in der Schule, hat er schnell Deutsch gelernt. Aber die Jahre davor waren schwierig.

Ich habe meiner Mutter am Anfang meiner Schulzeit immer gesagt: ‚Ich hasse die Schule. Ich will dort nicht hin.‘ Meine Mutter meinte, es gebe keinen Grund, denn viele Kinder seien in der gleichen Situation wie ich. Die Aussage meines Sohnes hat mich zum Weinen gebracht, ich konnte es ihm so gut nachempfinden.

Welche Sprache sprechen Sie jetzt zuhause?

Wir sprechen Kurdisch miteinander. Manchmal auch gemischt Kurdisch und Deutsch. Aber meine Söhne sprechen sehr gut Deutsch. Und leider sprechen sie miteinander nur auf Deutsch.

Wo würden Sie sagen sind die Unterschiede zwischen dem Kindsein hier und dem Kindsein in Syrien?

Es gibt keinen Unterschied. Kinder sind Kinder. Aber hier haben die Kinder weniger soziale Beziehun-

gen. Nicht nur durch die Größe der Familie, auch mit Nachbarn und dem Umfeld. Ich sehe hier viele kleine Familien, keine großen. In den meisten Fällen haben beide Eltern Arbeit, es gibt nicht so viel gemeinsame Zeit, weil es einfach nicht anders geht.

In Syrien waren die Lebenshaltungskosten vor dem Krieg sehr günstig. Bei uns hat nur mein Vater gearbeitet und er hatte einen ganz normalen Job. Und das hat gereicht, damit wir zehn Kinder und meine Eltern davon leben konnten, damit wir alle studieren konnten und so weiter. So hatten wir auch viel Zeit zusammen, viel Zeit mit der Verwandtschaft, mit den Nachbarn.

Aber hier geht das nicht. Nur ein oder zwei Kinder, die brauchen so viel. Das Leben ist hier teurer. Aber inzwischen ist es in Syrien auch so, seit dem Krieg ist das Leben dort auch sehr teuer.

Welche Rolle spielt die große Familie dabei?

Hier sagen meine Kinder sehr oft ‚mir ist langweilig‘. Bei uns gab es das früher nicht, weil immer jemand da war. Es hat sich immer jemand anderes mit den Kindern beschäftigt oder die Kinder miteinander. Die Familie war einfach präsenter und alle haben bei der Erziehung mitgeholfen.

Vermissen die Großfamilie
Radia Abdulrahman mit ihrer Familie



Wer waren in Ihrer Kindheit die wichtigsten Menschen für Sie, neben Ihren Eltern? Und wer ist es für Ihre Kinder hier?

Für mich waren das Oma und Opa, und auch Tanten und Onkel. Für meine Kinder sind es meine Schwestern und meine Eltern. Ganz ähnlich wie bei uns, auch wenn sie sich nicht so viel sehen.

Ist die Beziehung zwischen Kindern und Eltern hier anders als in Syrien?

In meiner Kindheit mussten meine Eltern sehr viele Dinge entscheiden. Das ist hier anders. Wenn mein Kind sagt ‚das will ich nicht‘, dann kann ich das stehen lassen. Mein Kind darf seine Meinung äußern. Bei mir war das früher nicht so, ich konnte nicht immer sagen, was ich denke. Es gab nicht die gleiche Freiheit wie hier.

Bedeutet diese Freiheit auch gleichzeitig mehr Verantwortung für die Kinder?

Ja. Früher dachte ich, es ist eine Frage von Respekt, das zu machen, was meine Eltern entschieden haben, auch wenn ich das eigentlich nicht wollte oder anderer Meinung war. Bei meinem Sohn ist das anders: Ich kann ihn nicht zwingen und ich finde das gut. Ich finde, man muss die Kinder lassen – er muss nicht alles machen, was ich will. Er muss auch seinen eigenen Raum haben, seine eigenen Ideen und Vorstellungen.

Was vermissen Sie für Ihre Kinder hier?

Die große Familie, die vielen Bekannten, ein großes Netzwerk. Hier haben wir nur uns.

Welche Chancen und welche Möglichkeiten haben Kinder hier?

Der Staat hilft den Kindern hier, wenn sie Hilfe brauchen. In Syrien gibt es das nicht. Da helfen die Eltern, die Familie – aber wenn ein Kind keine Familie hat, ist es sehr schwierig. Dann landet es auf der Straße.

Der Nachteil hier ist, dass man für jedes Kind so viele Zettel ausfüllen und Unterlagen führen muss. In Syrien haben wir gesagt, dass wir gerne drei Kinder hätten. Als wir hier waren, haben wir entschieden, auf keinen Fall mehr als zwei. Sonst sind wir nur noch mit Verwaltung beschäftigt.

Wie war es für Sie am Anfang, als Sie nach Deutschland gekommen sind?

Die erste Zeit war für uns sehr schwer, vor allem mit der Sprache. Da haben mein Mann und ich viel geweint. Wir haben uns immer gefragt: Was sollen wir machen, was sollen wir arbeiten, wie soll es weitergehen? Aber wir haben gesagt, wir müssen alles versuchen, wir müssen die Sprache lernen, einen Platz finden.

Und inzwischen sind Sie schon seit sechs Jahren hier.

Genau. Die ersten vier waren wir ganz im Westen von München in einer Art Pension, in einer Mini-Wohnung mit einem Zimmer. Das war sehr eng und nicht immer einfach. Aber wenn ich dann die Nachrichten aus Syrien gesehen habe, und die Bilder von den vielen Kindern, die noch so lange dort waren und auch jetzt noch dort sind, dann habe ich gesagt: Zum Glück bin ich hier. Seit zwei Jahren sind wir nun ganz im Münchner Osten in einer etwas größeren Wohnung. Es hat lange

gedauert, aber hier in München ist die Wohnungssuche für alle schwierig.

Was würden Sie in Deutschland für Ihre Kinder verändern? Was sollte anders sein?

Das Schulsystem ist ein bisschen schwierig. In der vierten Klasse sind die Kinder noch so klein. Und da muss man schon entscheiden, was danach kommt. Mein Sohn ist jetzt in der vierten Klasse und hat dieses Jahr so viel Stress, damit die Noten passen und er aufs Gymnasium kommt. Aber er ist erst zehn Jahre alt. Ich verstehe nicht, warum man das so früh entscheiden muss.

In Syrien ist die Schule auch schwierig, aber die Entscheidung kommt nicht so früh, erst nach der neunten Klasse.

Wo brauchen Familien mit Fluchterfahrung am meisten Hilfe, wenn sie hier in Deutschland sind?

Sie brauchen bei allem viel Unterstützung. Wenn jemand neu kommt und niemanden hier kennt, dann braucht er Hilfe. Zum Beispiel bei der Sprache, bei der Kindergartensuche, beim Schulsystem, im Asylverfahren, bei der Jobsuche, bei der Wohnungssuche. Dann ist es gut, wenn es eine Person gibt, die dieser Familie hilft.

Was wünschen Sie sich für Ihre Kinder?

Ich wünsche mir, dass die beiden hier ein gutes Leben führen können, dass sie studieren können und in der Zukunft etwas Wichtiges machen können. Dass es ihnen gut geht. So wie alle Eltern.

Alles, was ich habe, alles, was ich kann, das gebe ich meinen Kindern.<